5ter Jahrgang. 1stes Quartal.

Wochenblatt für das Fürstenthum Oels.



Ein Volksblatt
zur Erheiterung, Unterhaltung, Belehrung und Nachricht.

(Druck und Verlag der Herzogl. Hof- und Stadtbuchdruckerei zu Oels.)

No. 13. Freitag, den 30. März. 1838.

An die geehrten Abonnenten dieses Blattes!

Mit der nächsten Nummer (14), als der ersten im künftigen Quartale, tritt eine Pränumerations-Erhöhung von nur 1 Sgr. 6 Pf. vierteljährig ein, so daß von genanntem Termine ab 7 Sgr. 6 Pf. für das Quartal, oder pro Jahrgang 1 Rthlr. praenumerando zu entrichten sind. Die Redaction wird es sich übrigens zur Pflicht machen, bei zahlreich eingehenden Inseraten von Zeit zu Zeit eine Beilage erscheinen zu lassen.

Oels, den 30. März 1838.

Die Redaction.

Die Sängerin.

(Fortsetzung.)

„Signora Seraphine," — fuhr die Sängerin in ihrer Erzählung gegen den Doctor fort — „sollte um diese Zeit nach Italien zurückkehren; sie war so gütig mich mitzunehmen. Ja sie that noch mehr für mich, sie bewog ihre Eltern in Piacenza, daß sie mich wie ihr Kind in ihr Haus aufnahmen; sie ließ mein Talent ausbilden, ihr habe ich Freiheit, Leben, Kunst, o vielleicht mehr als ich weiß, zu danken. In Piacenza lernte ich den Kapellmeister Beloni, der übrigens kein Italiäner ist, kennen; er schien mich zu lieben, aber er sagte es mir nicht. Ich nahm bald nachher den Ruf an das hiesige Theater an. Man schätzte mich hier, man hat mir sonst wohlgewollt, mein Leben und mein Ruf war unsträflich, ach, ich habe in dieser langen Zeit nie einen Mann bei mir gesehen, als — ich kann Ihnen dieses schöne Verhältniß ohne Erröthen gestehen, — als Beloni, der mir bald hierher nachgereis't war. Sie haben mein Leben jetzt gehört; sagen Sie mir, habe ich Etwas gethan, um so bittere Strafe zu verdienen? Habe ich so Entsetzliches verschuldet?"

Als die Sängerin geendet hatte, ergriff der Medicinalrath lebhaft ihre Hand. „Ich wünsche mir Glück," sagte er, „den wenigen Menschen, die Sie auf Ihrem Lebenswege gefunden haben, beitreten zu können. Meine Kräfte sind zwar zu schwach, um für Sie thun zu können, was die treffliche kleine Excellenza für Sie that, aber ich will suchen, Ihr trauriges Geschick entwirren zu helfen, ich will den Brausewind, Ihren Freund, zu versöhnen suchen. Aber sagen Sie mir nur, was ist denn Herr Beloni für ein Landsmann?" — „Da fragen Sie mich zu viel," erwiederte sie ausweichend, „ich weiß nur, daß er ein Deutscher von Geburt ist, und, wenn ich nicht irre, wegen Familienverhältnissen vor mehreren Jahren sein Vaterland verließ. Er hielt sich in England auf und kam vor etwa dreiviertel Jahren hierher."

„So, so! Aber warum haben Sie ihm das, was Sie mir erzählen, nicht schon früher selbst gesagt?"

Guiseppa erröthete bei dieser Frage, sie schlug die Augen nieder und antwortete: „Sie sind mein Arzt, mein väterlicher Freund, es ist mir, wenn ich zu Ihnen spreche, als spräche ich als Kind zu meinem Vater. — Aber konnte ich denn dem jungen Manne von diesen Dingen erzählen? Und ich kenne ja seine schreckliche Eifersucht, seinen leicht gereizten Argwohn, ich habe es nie über mich vermocht, ihm zu sagen, welchen Schlingen ich entflohen war."

„Ich ehre und bewundere ihr Gefühl. Sie sind ein gutes Kind; glauben Sie mir, es thut einem alten Manne wohl, auf solche decente Gefühle aus der alten Zeit zu stoßen; denn heut zu Tage gilt es für guten Ton, sich über dergleichen wegzusetzen. Aber noch haben Sie mir nicht Alles erzählt, der Abend auf der Redoute, jene schreckliche Nacht?" —

„Es ist wahr, ich muß Ihnen noch weiter sagen. Ich habe, so oft ich im Stillen über meine Rettung nachdachte, die Vorsehung gepriesen, daß man in jenem Hause glaubte, ich habe mich selbst getödtet, denn es war mir nur zu gewiß, daß, wenn jener Schreckliche nur die entfernteste Ahnung von meinem Leben habe, er kommen werde, sein Opfer zurückzuholen, oder es zu verderben; denn er mochte manches Fünffrankenstück für mich bezahlt haben. Deswegen habe ich, so lange ich in Piacenza war, manch schönes Anerbieten für's Theater abgelehnt, weil ich mich scheute, öffentlich aufzutreten. Als ich aber etwa anderthalb Jahre dort war, brachte mir eines Morgens Seraphine ein Pariser Zeitungsblatt, worin der Tod des Chevalier de Planto angezeigt war."

„Chevalier de Planto?" unterbrach sie der Arzt;

„hieß so jener Mann, der Sie aus dem Hause Ihres Stiefvaters führte?“

„So hieß er; ich war voll Freude, meine letzte Furcht war verschwunden, und es stand Nichts mehr im Wege, meiner Wohlthäterin länger beschwerlich zu fallen. Schon einige Wochen nachher kam ich nach B. Ich ging vorgestern Abend auf die Redoute und ich will Ihnen nur gestehen, daß ich recht freudig gestimmt war. Beloni durfte nicht wissen, in welchem Kostüm ich erscheinen würde, denn ich wollte ihn necken und dann überraschen. Auf einmal, wie ich allein durch den Saal gehe, flüstert eine Stimme in mein Ohr: „Schepperl, was macht dein Onkel?“ — Ich war wie niedergedonnert; diesen Namen hatte ich nicht mehr gehört, seit ich den Händen jenes Fürchterlichen entgangen war; mein Onkel! Ich hatte ja keinen, und nur einer hatte gelebt, der sich vor der Welt dafür ausgab, der Chevalier de Planto. Ich hatte kaum so viel Fassung, zu erwiedern: Du irrst dich, Maske! Ich wollte hinwegeilen, mich unter dem Gewühl der Menge verbergen, aber die Maske schob ihren Arm in den meinigen, und hielt mich fest. „Schepperl!“ sprach der Unbekannte, „ich rathe dir, ruhig neben mir herzugehen, sonst werde ich den Leuten erzählen, in welcher Gesellschaft du dich früher umhergetrieben.“

Ich war vernichtet, es wurde Nacht in meiner Seele, nur ein Gedanke war in mir lebhaft, die Furcht vor der Schande. Was konnte ich armes hülfloses Mädchen machen, wenn dieser Mensch, wer er auch seyn mochte, solche Dinge von mir aussagte? Die Welt würde ihm geglaubt haben, und Carlo, ach Carlo wäre nicht der letzte gewesen, der mich verdammt hätte. Ich folgte dem Manne an meiner Seite willenlos. Er flüsterte mir die schrecklichsten Dinge zu; meinen Onkel, wie er den Chevalier nannte, habe ich unglücklich gemacht, meinen Vater und meine Familie in's Verderben gestürzt. Ich konnte es nicht mehr aushalten, ich riß mich los, und rief nach meinem Wagen. Als ich mich aber auf der Treppe umsah, war diese schreckliche Gestalt mir gefolgt. „Ich fahre mit dir nach Hause, Schepperl,“ sprach er mit schrecklichem Lachen, „ich habe noch ein paar Worte mit dir zu reden.“

Die Sinne vergingen mir, ich fühlte, daß ich ohnmächtig wurde, ich wachte erst wieder im Wagen auf, die Maske saß neben mir. Ich stieg aus und ging auf mein Zimmer, er folgte, er fing sogleich wieder an zu reden; in der Todesangst, ich möchte verrathen werden, schickte ich Babette hinaus.“

Was willst du hier, Elender? rief ich voll Wuth, mich so beleidigt zu sehen. Was kannst du von mir Schlechtes sagen? Ohne meinen Willen kam ich in jenes Haus; ich verließ es, als ich sah, was dort meiner warte.

„Schepperl, mache keine Umstände, es giebt nur zwei Wege, dich zu retten. Entweder zahlst du auf der Stelle zehntausend Franken, sei es in Juwelen oder Gold, oder du folgst mir nach Paris; sonst weiß morgen die ganze Stadt mehr von dir, als dir lieb ist.“

Ich war außer mir. „Wer giebt dir das Recht, mir solche Zumuthungen zu machen? rief ich: wohlan! sage der Stadt, was du willst, aber auf der Stelle verlaß dieses Haus! ich rufe die Nachbarn.

Ich hatte einige Schritte gegen das Fenster gethan, er lief mir nach, packte meinen Arm; „wer mir das Recht giebt?“ sprach er, „dein Vater, Täubchen, dein Vater;“ ein teuflisches Lachen tönte aus seinem Munde, der Schein der Kerzen fiel auf ein paar graue stechende Augen, die mir nur zu bekannt waren. In demselben Moment war mir klar, wen ich vor mir hatte und daß sein Tod nur ein Blendwerk gewesen. Ich kenne euch, Chevalier de Planto, rief ich, aber ihr sollt den Gerichten Rechenschaft über mich geben müssen.

„So weit sind wir noch nicht, Täubchen,“ sagte er, und in demselben Augenblicke fühlte ich sein Eisen in meiner Brust. Ich glaubte zu sterben.“

(Fortsetzung folgt.)

Baum und Mensch.

Seht ihr das Bäumchen, schwach und zart,
Wie es der Gärtner wohl bewahrt,
Daß nimmer es des Sturmwinds Tücke
Darnieder beuge und zerknicke? —
Saht ihr, wie mit besorgter Hand,
An einen festen Pfahl er's band,
Bis es dereinst durch eigne Kraft
Sich selber Schutz und Stärke schafft?
Das ist das Bild der Kinderjahre,
Wo Eltern liebend bei uns stehn,
Und schützend uns zur Seite gehn,
Daß nie ein Leid uns wiederfahre.

Und wenn das Bäumchen grünt und blüht,
Daß Jeder seine Freude sieht,
Das ist der Hoffnung schönes Bild,
Der Hoffnung, die der Aeltern Brust
Mit Freude und mit hoher Lust
Und mit Entzücken stets erfüllt.
Wenn nicht der Sturm die Blüthen bricht,
So darf der Gärtner nicht verzagen,
Das Bäumchen wird auch Früchte tragen.
Auch Aeltern, ihr verzagt dann nicht,
Doch sorget stets, daß nicht der Sturm
Der Leidenschaften, und der Wurm
Der Wollust, mit gewohnter Tücke,
Die schönen Hoffnungen zerknicke! —

Seht ihr den Baum in seiner Pracht
Im Herbst voll reifer Früchte hangen,
Mit ihren Farben herrlich prangen,
Gesegnet von des Schöpfers Macht?
Das ist, für Sorgen, Müh' und Schweiß,
Des fleiß'gen Gärtners Lohn und Preis;
Die schöne Hoffnung ist erfüllt:
So wird der Baum des Menschen Bild.

Und trägt er keine Früchte mehr,
Und ist von Hoffnungen so leer,
So breitet er doch herrlicher
Die grünen Zweige um sich her,
Wo er, wenn heiß die Sonne drückt,
Mit seinem Schatten uns erquickt,
So ist der Baum dem Menschen gleich,
Der alt, doch an Erfahrung reich,
Den unerfahrnen Wandersmann
Mit weisem Rath beglücken kann,
Damit er nach des Tages Schwüle
Ruht in des Glückes sanfter Kühle.

Und fehlt dem Baum der Lebenssaft,
Dann stirbt der Trieb und jede Kraft;
Er grünt nicht mehr in frischem Laube,
Die Zweige werden blätterlos,
Der starke Stamm, einst schön und groß,
Wird nun gefällt und — liegt im Staube.

Da schauet mit betrübtem Sinn
Der Gärtner auf den Baum jetzt hin,
Der einst in seiner Jugend Pracht
So reichen Segen ihm gebracht,
Und zur Verwesung jetzt erkohren. —
Er nimmt sein Beil und geht zurück,
Mit Ernst und Trauer in dem Blick,
Als hätt' er einen Freund verloren.

Seht wieder hier des Menschen Bild,
Das unser Herz mit Wehmuth füllt,
Des Baumes Schicksal muß er theilen,
Dem Tode kann er nicht enteilen,
Der ihn mit seiner Sense mäht;
Vom Sturm wird auch sein Staub verweht.
Wohl ihm, ist dann von ihm zu lesen:
„Das ist ein Biedermann gewesen!“

Der Fluch der Mutter.

(Beschluß.)

Joseph lachte teuflisch, als die unglückliche Mutter den gräßlichen Fluch ausstieß, und hatte nichts Eiligeres zu thun, als in eine gemeine Kneipe zu gehen, um dort seinen Lüsten zu fröhnen.

„Wein her, Wein!“ schrie er, als er dort eintrat.

Seinem Verlangen wurde genügt. Er trank so viel, daß er bald seiner Sinne nicht mehr mächtig war und man schleppte ihn nun in einen Stall auf dem Hofe, wo man ihn, seiner bewußtlos, auf einige Bündel Stroh warf.

Ein Student in Padua hegte eine heftige Leidenschaft für ein junges schönes Mädchen; er bewarb sich um ihre Gunst, und als er sich mit der Hoffnung schmeichelte, daß seine Bewerbungen nicht fruchtlos gewesen waren, fühlte ein anderer Student ebenfalls eine heftige Neigung für sie. Der Letztere schien bei ihr den Preis davon zu tragen, und der Erstere entbrannte in wüthender Eifersucht.

Den Abend zuvor, wo Joseph den Diebstahl an seiner Mutter verübt, waren beide Studenten mit dem jungen Mädchen in Gesellschaft. Sie benahm sich gegen ihren ersten Anbeter sehr schnöde, hingegen zeigte sie sich sehr zuvorkommend gegen den zweiten. Es entspann sich ein Streit zwischen Beiden, der nur durch die Dazwischenkunft verständiger Personen beigelegt wurde. Der Zurückgesetzte schwur aber, er würde und müsse sich rächen.

Man hielt dies für das Aufbrausen eines jugendlichen Gemüths, aber der Charakter des Italiäners zeigte sich auch hier sehr deutlich. Am folgenden Abend hatte sich der Beleidigte an einen Winkel einer Gasse auf die Lauer gestellt, durch die, wie er wußte, sein glücklicher Nebenbuhler gehen mußte, um zu seiner Wohnung zurückzukehren. Kaum war er bei ihm vorüber, so stürzte er aus seinem Hinterhalte mit gezücktem Dolche hervor, und gab ihm damit einen tödtlichen Stich mit den Worten: „Nun wirst du mir nicht mehr im Wege seyn!“

Der Verwundete schrie um Hülfe, und, seinen Mörder erkennend, nannte er laut dessen Namen.

Auf dies Geschrei kamen Mehrere herbei, und der Mörder suchte sich durch die Flucht zu retten. Nachdem er in eine andere Straße eingebogen, sah er eine Hausthür offen; er trat hinein. Es war die Kneipe, in der Joseph sich bezecht hatte. In dem Vorhause tobten und schwärmten noch Gäste. Er ging auf den Hof und verkroch sich in den Stall, wo Joseph, noch sinnlos berauscht, auf dem Stroh lag.

Um unkenntlich aus der Stadt zu kommen, fiel es ihm ein, daß es rathsam sei, seine Kleider zu vertauschen. Dazu schien ihm der Betrunkene recht gelegen zu kommen; er zog ihn aus, ohne daß solcher es in seinem bewußtlosen Zustande merkte, entledigte sich seines Anzuges und verhüllte sich in Josephs zerlumpte Kleidungsstücke. So unkenntlich, schlich er sich wieder aus dem Hause und erreichte auch unangehalten das Freie.

Der Mord war mittlerweile der Behörde angezeigt worden; nach den Aussagen derjenigen, die den Thäter hatten laufen sehen, mußte er ein junger Mann in einer bei den Studenten üblichen Tracht seyn.

Joseph hatte nun seinen Rausch endlich ausgeschlafen. Er erwachte und wunderte sich nicht wenig, sich entkleidet zu finden, mehr aber noch, daß er an der Stelle seiner Lumpen einen so stattlichen Anzug fand. „Den Tausch kann ich mir gefallen lassen,“ dachte er, kleidete sich an und verließ die Kneipe. Kaum aber hatte er einige hundert Schritte gemacht, so wurde er verhaftet, weil die Kleidung mit der des Mörders übereinstimmte. Der Verdacht verstärkte sich, da man an solcher einige Blutstropfen entdeckte, und bei der Visitation in der einen Tasche noch einen mit Blut befleckten Dolch fand.

Josephs Protestiren, daß er nicht der Mörder sei, half ihm nichts, er war schon als ein Taugenichts bekannt, man glaubte daher mehr diesen wider ihn sprechenden Beweisen, als seinen Worten, und der Fluch der Mutter ging in Erfüllung. Er ließ sein Leben auf dem Blutgerüste und sein Leichnam wurde eine Speise der Raben.

Lokales.

Mamsell Lästerzunge.

Dieses wurmstichige Register, eine Rarität aus dem zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts, hat es durch vielfache, mehrjährige Uebung zu einer besonderen Fertigkeit darin gebracht, dem Nebenmenschen Böses nachzureden. Niemand ist vor dem giftigen Stachel der höchst geläufigen Zunge dieser Sybille gesichert, auch selbst diejenigen nicht, welche ihr einmal Gutes erwiesen haben, insofern sie späterhin sich fahrlässig darin beweisen. Vor Allen aber hat sich dieselbe das ganze Chor der jungen Mädchen und Frauen, besonders solcher, welche noch auf Zucht und Ehre halten, als Zielscheibe ersehen. Wehe der Armen, von der Mamsell Lästerzunge in Erfahrung bringt, daß sie durch ihre Schönheit und Tugend sich das Glück der Liebe eines edlen Mannes erworben hat! Sicherlich ruht sie nicht eher, als bis sie einen Flecken, irgend eine unschuldige Schwachheit an dem Gegenstande ihres Neides entdeckt hat. Gelingt ihr dies, so wird die Sache, tief in's Schwarze gemalt, allen Ohren, die da hören wollen, ausposaunt; wo nicht, so kommt ihr Talent in dieser Hinsicht ihr zu Hülfe, sie erdichtet irgend einen Umstand, und giebt ihn Andern für reine Thatsache.

Aus welchen Gründen handelt aber Mamsell Lästerzunge also? wird mancher Leser fragen. Wir antworten hierauf: Sie selbst ist von Jugend auf das entschiedene Gegenstück einer Tugendheldin gewesen. Deshalb haßt und verfolgt sie alle Guten. 0

Niemand mehr?

Mamsell X. war vor zehn Jahren eine brillante Schönheit, dabei aber auf diesen zufälligen Vorzug dermaßen eingebildet, daß ihr kein einziger unter ihren vielen Verehrern des Glückes vollkommen würdig erschien, sie zu besitzen. Es boten sich ansehnliche Parthieen für sie dar, aber nie war ihr eine gut genug; je vortheilhafter der Antrag war, je höher verstiegen sich ihre Wünsche, ihre Hoffnungen.

So vergingen mehrere Jahre. Die Anzahl der Bewerber verringerte sich mit der Zeit zusehends; denn der frische Jugendreiz der aufblühenden Jungfrau war dahin; Eitelkeit, Stolz, Neid, Ehrgeiz thaten das Uebrige; die Rose fing an sich zu entblättern, und bald hielt Niemand es mehr der Mühe werth, sich wegen dem Besitz derselben länger zu bemühen.

Jetzt steht Mamsell dem Schlusse des dritten Jahrzehends ihres Lebens nahe, und beginnt endlich einzusehen, daß ihr bisheriges Benehmen die allergrößeste Thorheit gewesen. Vergeblich bemüht sie sich nunmehr, aus eigenem Antriebe, ihre ehemaligen Anbeter wieder zu gewinnen. Kein Mensch bekümmert sich darum. — Ein armer Schlucker hat um ihre schöne Hand geworben. Mamsell ist großmüthig genug, ihn nicht abzuweisen, und wird seinem Wunsche wahrscheinlich willfahren, sobald sie die Ueberzeugung gewonnen hat, daß selbst der schlechteste von allen den Freiern, die sich einst an ihren Blicken sonnten, ihre Bereitwilligkeit gegenseitig verschmäht. 00

Erleichterung für den Herrn X. auf sein „Bemerkungswerthes.“

Mein lieber junger Herr X.! Wie können Sie so in den Harnisch kommen und von Kühmägden und Prinzessinnen schreiben, um dadurch mir einen Spahn einzuhauen, an dem ich ersticken soll! Ich bedaure Sie! Oder sind Sie krank, daß Sie mich zum Don Quixote machen? Nun, ich muß Sie beruhigen, indem ich Ihnen sage, daß ich nicht mehr Ihre Braut ansehen noch grüßen, vielweniger beim Schottisch Ihre Stelle vertreten werde, da es mir nicht im Mindesten eingefallen ist, Ihnen in den Weg zu treten, deshalb ein Antrag von mir auch nicht erfolgen wird; ich würde ja Ihr Glück berauben! — Daß Sie sich in der Angst einbilden: ich habe bereits einen Antrag gemacht, wird Ihnen Ihre liebe Braut eben so wahr als lächelnd beantworten, wie ich es thun sollte. Da Sie glauben, ich nenne mich gern G. v. T., so thue ich Ihnen auch dies um Ihrer Freundschaft wegen zu Gefallen. Wenn ich Lust zu heirathen habe, so wie Sie, so mag der Grund dazu wohl mein eigener Heerd seyn, den ich Ihnen recht bald und von ganzem Herzen wünsche.

Ueberhaupt denke ich über Alles sehr ruhig, und hier z. B.: „Die schlechtesten Früchte sind es nicht, an welchen Wespen saugen." 000

Chronik.

Kirchliche Nachrichten.

Am Sonntage Judica predigen zu Oels:

In der Schloß- und Pfarrkirche:

Frühpredigt: Herr Diakonus Schunke.

Amtspredigt: Herr Subdiakonus Thielmann. (Antrittspredigt.)

Nachm.-Pr.: Herr Kandidat Gebauer.

Wochenpredigten:

Donnerstag den 5. April, Vormittag 8½ Uhr, Herr Subdiakonus Thielmann. (Sechste Fastenpredigt.)

Inserate.